

Die Schönheit als zweite Schöpferin des Menschen

Schillers Idee des „Spieltriebs“ und der „aktiven Bestimmbarkeit“ in den Briefen *Über die ästhetische Erziehung*

Violetta L. Waibel, Wien

Für Konrad Liessmann zum 60. Geburtstag

Friedrich Schiller studierte in den frühen 90er Jahren des 18. Jahrhunderts eifrig Kants Moralphilosophie und seine Ästhetik, war von ihr fasziniert, rügte Kants moralischen Rigorismus (*Über Anmuth und Würde*), suchte Kants subjektiven Schönheitsbegriff durch das Konzept einer objektiven Schönheit zu überbieten (*Kallias, oder über die Schönheit*). Schließlich gipfelte seine essayistische Auseinandersetzung mit Kant in der berühmten und weithin rezipierten Schrift *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen*. Daneben studierte er Fichtes 1794/95 erscheinende *Wissenschaftslehre*, zeigt sich fasziniert von dessen Prinzip der Wechselbestimmung, aber auch von dessen Idee der Freiheit als Beziehung der Bestimmbarkeit und Bestimmung. Der folgende Beitrag widmet sich Schillers Spieltrieb, der die schöne, lebendige Mitte zwischen dem intellektuellen Formtrieb und dem sinnlichen Stofftrieb einnimmt. Schiller führt zunächst eine Triebtheorie des freien Spieles ein, die er im weiteren Gang seiner Briefe durch Zustandsformen der menschlichen Geisteskräfte näher zu entwickeln sucht und fruchtbar werden lässt. Schiller geht von vier Zustandsmomenten aus, die das Subjekt sowohl genetisch als auch systematisch zu durchlaufen hat, um die lebendige Gestalt des Spieltriebs sowohl rezeptiv als auch produktiv wirksam werden zu lassen.

Mit Friedrich Schiller beschäftigt sich auch Konrad Liessmann, und zwar in seinem höchst lesenwerten Buch *Reiz und Rührung. Über ästhetische Empfindung*, in dem er, wie es der Untertitel verspricht, das weite Feld ästhetischer Empfindungen, Gefühle und Erfahrung erkundet und auslotet. Liessmann erkennt in Kants faszinierender Begründung vom Schönen und Erhabenen zwar ein theoretisches Zentrum von bedeutender systematischer und historischer Relevanz an, interessiert sich aber überdies für Phänomene des Ästhetischen, die Kants Theorie nicht zu erreichen vermag. Dazu werden zahlreiche wichtige Ästhetiken von der Antike bis

heute konsultiert, um die breite Vielfalt sinnlicher Phänomene aufzudecken, die den Menschen diesseits und jenseits des Schönen berühren. Liessmann zeigt sich fasziniert von Schillers These, die behauptet: „der Mensch soll mit der Schönheit *nur spielen*, und er soll *nur mit der Schönheit* spielen. Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und *er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.*“ (Schiller, ÄE 15. Brief, NA 20, S. 359; vgl. Liessmann 2004, S. 68) Dieser Beitrag will Schillers theoretische Explikation des Spieltriebs und der ästhetischen Gemütsstimmung rekonstruieren und näher in Augenschein nehmen.

Der Spieltrieb als ästhetischer Zustand in Schillers *Ästhetischer Erziehung des Menschen*

Friedrich Schiller erhielt 1789, bereits als Dramatiker und Dichter einer breiteren Öffentlichkeit bekannt, den Ruf auf eine Professur für Universalgeschichte an die Universität Jena, die Hochburg der Kantischen Philosophie um 1800. Seine Antrittsvorlesung zum Thema *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?* zog die Aufmerksamkeit einer breiten Öffentlichkeit auf sich. Der Dichter der *Räuber* (Uraufführung 1782 in Mannheim) und des *Don Carlos* (Uraufführung 1787 in Hamburg) wandte sich in Jena unter dem Eindruck seiner bedeutenden, die neue Kantische Philosophie lehrenden Kollegen, dem rationalistisch orientierten Professor für Philosophie, Karl Leonhard Reinhold, und dem Empiristen Carl Christian Erhard Schmidt, bald selbst dem Kant-Studium zu. Das intellektuelle Klima in Jena war offenkundig anregend genug, sodass Schiller sich seit 1790 ausführlich mit Kants Moralphilosophie in der *Kritik der praktischen Vernunft* und anderen Schriften Kants und ferner sehr ausführlich mit der *Kritik der Urteilskraft* und ihrer Lehre vom Schönen und Erhabenen beschäftigte (vgl. Wais 2005, S.144, 152, 156, 159, 162, 176 und Wilpert 2000, S. 163, 165, 173, 176, 179, 184, 189). Einen Beleg für eine nähere Auseinandersetzung mit Kants Hauptschrift, der *Kritik der reinen Vernunft*, gibt es nicht, obwohl er sie im Dezember 1791 von dem Buchhändler und Verleger Siegfried L. Crusius erbeten hatte (vgl. Wilpert 2000, 170/171). Das Kant-Studium ist für Schillers dichtungstheoretische Schriften von nun an richtungsweisend. Als Johann Gottlieb Fichte 1794 als Nachfolger von Reinhold nach Jena berufen wird, beginnt Schiller schon bald das Studium von dessen *Wissenschaftslehre*, auf die er bald mit Zustimmung, bald mit Ablehnung reagiert (vgl. Wais 2005, S. 175, 177, 181, 185).

In der brieflichen Auseinandersetzung mit Christian Gottfried Körner im Januar und Februar 1793 entstehen die Briefe über *Kallias oder über die Schönheit*. Schiller sucht hier über Kant hinausgehend einen objektiven Schönheitsbegriff zu begründen, ein Versuch, der in letzter Konsequenz nicht überzeugt,¹ aber dennoch eine wichtige Stufe von Schillers Untersuchungen zur Schönheit und ästhetischen Bildung des Menschen darstellt. In der von Schiller herausgegebenen Zeitschrift *Neue Thalia* erscheint 1793 seine Schrift *Ueber Anmuth und Würde*, in der er Kants vorzüglich auf die Natur des Schönen und Erhabenen bezogene Urtheilstheorie in der Anwendung auf den Menschen fortdenkt und dessen Prinzipien in der Bedeutung für die Kunst untersucht.

Den bedeutendsten Beitrag zu diesem Themenkreis verfasste Schiller als Dank für finanzielle Unterstützung an den Prinzen Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der dem erkrankten Schiller, der seiner Lehre nicht mehr nachkommen konnte und der daher ohne Hörergelder und also ohne Einkommen war, ein Geldgeschenk zukommen ließ. Schiller schrieb von Februar bis Dezember 1793 an den Prinzen die sogenannten Augustenburger Briefe *Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen*. Es ist bekannt, dass diese Briefe bei einem Schloßbrand in Kopenhagen im Februar 1794 vernichtet wurden und in einer dem Prinzen nicht bekannten Abschrift für die Nachwelt erhalten blieben. Vom Verlust getroffen, bat der Prinz Schiller, die Briefe ein zweites Mal niederzuschreiben. Schiller kam der Bitte nach und veröffentlichte seine neu verfasste, bedeutendste ästhetische Schrift *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen* 1795 in drei Lieferungen in den von ihm selbst herausgegebenen *Horen*.²

Diese Briefe wurden von Philosophen und Dichtern gleichermaßen weithin rezipiert und haben entscheidenden Einfluss auf die ästhetischen und anthropologischen Konzepte der nachkantischen Idealisten und der Romantiker. Schiller fordert wie alle Aufklärer eine Verbesserung und Veredlung des Menschen, mit der besonderen Pointe, nicht bloß den rational vernünftigen, sondern auch den sinnlichen Menschen durch Erziehung zu veredeln. Die Erziehung des Menschen könne, so Schiller, auf zweierlei Weisen geschehen: „entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt; oder dadurch, daß das Individuum Staat *wird*, daß der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich *veredelt*.“ (Schiller, ÄE 4. Brief, NA 20, S. 316) In diesem Konzept ist Kants Geist der objektiven und reinen Vernunft, repräsentiert durch den Begriff

¹ Vgl. die Analyse von Schillers *Kallias-Briefen* von Beiser 2005, S. 47-74, der feststellt, dass Schillers Versuch der Begründung eines objektiven Schönheitsbegriffs letztlich scheitert (ebenda, S. 72). Vgl. ebenso Pieper 1996, S. 138-142.

² Zur ausführlichen Darstellung der Entstehungsgeschichte der Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen* NA 21, S. 232-247.

des Staates und die Idee vom Menschen, ebenso gegenwärtig, wie der Blick auf den sinnlichen, empirischen Menschen weit über Kants Vernunftkonzept hinaus gerichtet ist. Den rationalen und den sinnlichen Menschen gilt es nach Maßgabe des Dichters und Dramatikers Schiller ausdrücklich in der Gesamtanlage seiner Individualität ernst zu nehmen. Schiller fährt daher fort: „Zwar in der einseitigen moralischen Schätzung fällt dieser Unterschied hinweg; denn die Vernunft ist befriedigt, wenn ihr Gesetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollständigen anthropologischen Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt zählt, und die lebendige Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derselbe desto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fordert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannichfaltigkeit, und von beyden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen. Das Gesetz der erstern ist ihm durch ein unbestechliches Bewußtseyn, das Gesetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingepägt.“ (Schiller, ÄE 4. Brief, NA 20, S. 316-317) Schiller erhebt die Forderung, der Mensch solle sich in der Gesamtheit seiner Vermögen bilden, entwickeln, verfeinern und kultivieren. Es reiche nicht hin, nur ein moralisches Bewusstsein zu entwickeln, wie Kant und die Tradition der Moralphilosophie dies vorsehen. Die Sinnlichkeit selbst, Quell der mannigfachen affektiven Entgleisungen und der beklagenswertesten Verirrungen der Vernunft, muss geschult und gebildet werden, damit in ihr natürliche Neigungen geweckt und gestärkt werden, das zu wollen, was die Vernunft als Sollen vorschreibt. Kant, gegen dessen rigoristisch anmutenden Moralismus Schiller sein Konzept einer umfassenderen, daher ästhetischen Erziehung richtete, stimmte bemerkenswerter Weise Schillers Forderung nach einer moralisch gestimmten Sinnlichkeit zu, sofern die Forderung nicht berührt wird, daß die Vernunft die alleinige und letzte Instanz der Beurteilung und Verbindlichkeit der Moralität von Handlungsmaximen bleibt. Kants Antwort auf Schillers „mit Meisterhand verfaßte[] Abhandlung (Thalia 1793, 3tes Stück) über *Anmut und Würde*“ ist in einer Fußnote der gleichfalls 1793 erschienenen Schrift, *Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft*, zu finden (vgl. Kant, *Religion*, VI, S. 23).

Der Spieltrieb als Mitte von Stoff- und Formtrieb

Die ästhetische Erziehung des Menschen, die Schiller vorsieht, und die für die folgenden Betrachtungen an der Horen-Fassung untersucht wird, zielt sowohl auf die Bildung der aisthesis, die Ausbildung und Sensibilisierung der Vermögen der Sinne im griechischen Wortsinn ab, als auch auf eine ästhetische Bildung in einer neuzeitlichen Bedeutung des Bildens der Sinne für das Schöne und Wohlgeformte. Schiller fordert kurzum eine

Ausbildung möglichst aller Vermögen, der geistigen wie der sinnlichen, durch die vermittelnde Kraft des Spieltriebs, der nicht ein eigener Trieb ist neben der Quelle der Vernunft und ihrem Formtrieb und der Sinnlichkeit und ihrem Stofftrieb. Schiller zeigt sich als Kantianer, wenn er mit dem Dualismus von Stoff- und Formtrieb an den beiden Quellen der Anschauung und des Begriffs festhält. Der Spieltrieb ist Spiel deshalb, weil er die Verbindung von Form- und Stofftrieb darstellt und eine gelungene Balance der Kräfte der Vernunft und der Sinnlichkeit herzustellen hat. Wie die Bildung aller Vermögen durch die Erregung des Spieltriebs näherhin ausgeführt werden soll, entwickelt Schiller in einem Modell, das er in den Briefen 19 bis 23 zur Darstellung bringt.

Die beiden Triebe repräsentieren Tendenzen der einseitigen Bildung im Menschen, wo bald die sinnliche Natur zugunsten der Vernunftnatur unterdrückt wird, bald umgekehrt. Die ästhetische Erziehung zielt darauf ab, ein Gleichgewicht herzustellen, durch das die natürlichen und vernünftigen Kräfte und Strebungen des Menschen in einem ausgewogenen Verhältnis entwickelt werden. Schiller spricht von einer Wechselwirkung des Stoff- und des Formtriebes, ein Terminus, den er, wie er ausdrücklich betont, in Johann Gottlieb Fichtes *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* gefunden habe.

Da nun Schiller mit Kant darin einig ist, dass die Grundtriebe aus unterschiedlichen Quellen hervorgehen, kann ihre Wechselwirkung nicht einfachhin und unmittelbar hervorgebracht werden. Über Stoff- und Formtrieb respektive sinnlichen Trieb und Vernunfttrieb schreibt er: „Wahr ist es, ihre *Tendenzen* widersprechen sich, aber was wohl zu bemerken ist, nicht in *denselben Objekten*, und was nicht aufeinandertrifft, kann nicht gegeneinanderstoßen. [...] Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie demohngeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freye Uebertretung der Natur, indem sie sich selbst misverstehn, und ihre Sphären verwirren.“ (Schiller, ÄE 13. Brief, NA 20, S. 347) Die angestrebte Wechselwirkung der beiden Triebe stellt sich Schiller so vor: „Die Unterordnung muß allerdings seyn, aber wechselseitig: [...] Beyde Principien sind einander also zugleich subordiniert und coordiniert, d.h. sie stehen in Wechselwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff der Wechselwirkung und die ganze Wichtigkeit desselben findet man vortrefflich auseinandergesetzt in *Fichte's Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre*, Leipzig 1794.)“ (Schiller, ÄE 13. Brief, NA 20, S. 348 Anmerkung; vgl. auch Waibel 1997)

Schiller betont erneut, dass der vermittelnde Trieb kein weiterer Grundtrieb sein könne und manifestiert dies an den unterschiedlichen Bestimmungen, die sie verfolgen: „Der sinnliche Trieb will, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, daß die

Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung sey. Derjenige Trieb also, in welchem beyde verbunden wirken (es sey mir einstweilen, bis ich diese Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn *Spieltrieb* zu nennen), der Spieltrieb also würde dahin gerichtet seyn, die Zeit *in der Zeit* aufzuheben, Werden mit absolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.“ (Schiller, ÄE 14. Brief, NA 20, S. 353)

Wird der Zustand erreicht, in dem der Spieltrieb die beiden Grundtendenzen im Menschen vermittelt, so sind Sinnlichkeit und Form, mithin Leben und Gestalt als „lebende Gestalt“ vermittelt, die sich als Schönheit manifestiert. „Denn“, wie Schiller zu bedenken gibt, „um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und *er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.*“ (Schiller, ÄE 15. Brief, NA 20, S. 359)

Im 14. Brief findet sich eine wichtige Passage, nach der der sinnliche Trieb passiv bestimmt ist, der Formtrieb aber aktiv und selbstbestimmt ist. Dies deutet auf Schillers systematische Konstruktion voraus, mit der er die Darstellung der Triebe, ihrer je unterschiedlichen Naturen und ihres Verhältnisses zueinander hinter sich lässt, um zu einer Darstellung der Realisierungsmöglichkeit des angestrebten harmonischen Spiels zu gelangen. Die Passage lautet: „Der sinnliche Trieb will bestimmt *werden*, er will sein Objekt empfangen; der Formtrieb will *selbst* bestimmen, er will sein Objekt hervorbringen; der Spieltrieb wird also bestrebt seyn, so zu empfangen, wie er selbst hervorgebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.“ (Schiller, ÄE 14. Brief, NA 20, S. 354)

Hier werden die beiden Grundtriebe in einer vermögens-theoretischen Sprache noch einmal in ihren Gegensätzen benannt, während der Spieltrieb diesem Modell zufolge beide Möglichkeiten, die Rezeptivität und die Spontaneität in einem ausgewogenen Spiel umgreifen soll. Der Spieltrieb, so wird behauptet, empfängt, aber so, als hätte er selbst produziert, und er produziert so, als würde er empfangen. Was das nun genauer heißt, stellt Schiller in den systematisch ebenso anspruchsvollen wie dunklen Briefen 19 bis 23 dar. Ihr systematischer Gehalt soll nun rekonstruiert werden.

Der Spieltrieb als ästhetischer Zustand, der aktive Bestimmbarkeit ist

Zu Beginn des Briefes 19 behauptet Schiller: „Es lassen sich in dem Menschen überhaupt zwey verschiedene Zustände der passiven und aktiven Bestimmbarkeit, und eben so viele Zustände der passiven und aktiven Bestimmung unterscheiden. Die Erklärung dieses Satzes führt uns am kürzesten zum Ziel.“ (Schiller, ÄE 19. Brief, NA 20, S. 368)

Vier Zustände unterscheidet Schiller hier, von denen je zwei als aktiv und passiv, also als selbsttätig und als empfangend verstanden werden. Zudem steht einer Bestimmbarkeit, der Möglichkeit also, bestimmt zu werden, die Bestimmung selbst gegenüber. Hatte Schiller hinsichtlich der Wechselwirkung darauf hingewiesen, dass er dieses Theorem bei Fichte gefunden habe, so fehlt hier der Hinweis. Denn wiederum war es Fichte, der Bestimmung und Bestimmbarkeit zu zentralen Termini seiner Konstruktion der Einbildungskraft in der *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* gemacht hatte.³

Die angekündigte Erklärung dieser vier Zustände des Geistes findet sich, wie von Schiller angekündigt, in den folgenden Briefen näherhin dargestellt, wenn auch nicht auf den ersten Blick erkennbar. Sie lassen sich auffinden, wenn man die Briefe aufmerksam durchgeht und die jeweils passenden Ausführungen zuordnet. Man kann bald erahnen, dass die bereits eingeführten Triebe, der Stoff- und der Formtrieb, als „passive“, empfangende und „aktive“, schaffend selbsttätige „Bestimmung“ wiederkehren. Der Geist findet sich fortwährend in Zuständen des Bestimmtseins und des Bestimmens. Passiv ist jede Bestimmung, die der Sinnlichkeit, mithin der Rezeptivität zuzuschreiben ist und sich durch Gefühle, Wahrnehmungen, Anschauungen manifestiert, die einem Subjekt eher widerfahren, als gewollt sind. Darin zeigt sich Schiller wiederum Kant näher, denn Fichte schreibt der Sinnlichkeit ein hohes Maß an Aktivität zu. Dies zeigt sich besonders deutlich in Fichtes *Grundlage des Naturrechts* von 1796/97 und in der *Wissenschaftslehre nova methodo*, die er ab 1797 vorzutrug. Beides hatte Schiller zur Zeit der Niederschrift der *Ästhetischen Briefe* noch nicht studieren können. Aktive Bestimmungen sind für Schiller und Kant diejenigen Handlungen, die durch Denken und Urteilen zustande kommen und dem Verstand oder der Vernunft zuzuschreiben sind.

Doch was sind Bestimmbarkeiten? Dem Wortsinn nach sind es Zustände, die noch vor dem Eintritt einer Bestimmung ein Bestimmtwerden allererst ermöglichen. In Fichtes Konstruktion der Einbildungskraft ist vorgesehen, dass die tätige Einbildungskraft, die Anschauungen konstituiert, zwischen Bestimmbarkeit und Bestimmung schwebt (vgl. Fichte, GWL I 2, S. 359-361). Jede Anschauung ist eine Bestimmung, eine Fixierung des Geistes auf einen bestimmten, einzelnen mentalen Zustand. Würden die Bestimmungen sich nicht öffnen zu erneuter Bestimmbarkeit, wäre eine andere Anschauung nicht möglich. Das Schweben der Einbildungskraft zwischen Bestimmbarkeit und Bestimmung, zwischen Unendlichkeit und Endlichkeit, wie Fichte auch sagt, ermöglicht allererst Abfolgen von differenten

³ Vgl. Fichte, GWL, GA I 2, S. 345ff. Zur Interpretation des Verhältnisses von Bestimmung und Bestimmbarkeit in Fichtes *Grundlage* vgl. auch Waibel 2000, S. 301-318.

Anschauungen, von Bildfolgen, von Vorstellungsreihen. Anders als Fichte spricht Schiller nicht von einem Schweben der Einbildungskraft, wohl aber von Bestimmbarkeit und Bestimmung.

Doch bevor Schiller auf passive und aktive Bestimmung zu sprechen kommt, erläutert er zunächst und in direktem Anschluß an die Präsentation der vier Zustände das, was unter Bestimmbarkeit verstanden werden kann: „Der Zustand des menschlichen Geistes *vor* aller Bestimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, ist eine Bestimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endlose des Raumes und der Zeit ist seiner Einbildungskraft zu freyem Gebrauch hingegen, und weil, der Voraussetzung nach, in diesem weiten Reiche des Möglichen nichts gesetzt, folglich auch noch nichts ausgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Bestimmungslosigkeit eine *leere Unendlichkeit* nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechseln ist.“ (Schiller, ÄE 19. Brief, NA 20, S. 368)

Den Zustand des menschlichen Geistes vor aller Bestimmung nennt Schiller Bestimmungslosigkeit, die leere Unendlichkeit ist. Offenkundig handelt es sich hier um die passive Bestimmbarkeit. Zu Recht fragt man sich, wann ein solcher Zustand vorliegt, oder gar erfahren wird.

Es ist frappierend, dass Schiller mit den folgenden Ausführungen einige Gedankengänge der *Wissenschaftslehre* Fichtes mit eigenen Worten und in freier Rekonstruktion wiedergibt. So behauptet er mit Fichte, nur durch Negation der Unendlichkeit gelange man zur Position, zur bestimmten Setzung; „nur durch Aufhebung unsrer freyen Bestimmbarkeit zur Bestimmung“ (Schiller, ÄE 19. Brief, NA 20, S. 369). Ganz im Sinne Fichtes folgert Schiller weiter: „Aber aus einer bloßen Ausschließung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer bloßen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorstellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, *von welchem* ausgeschlossen wird, wenn nicht durch eine absolute Thathandlung des Geistes die Negation auf etwas positives bezogen, und aus Nichtsetzung Entgegensetzung würde; diese Handlung des Gemüths heißt urtheilen oder denken, und das Resultat derselben der *Gedanke*.“ (Schiller, ÄE 19. Brief, NA 20, S. 369)

In die leere Unendlichkeit, in die bloße Bestimmbarkeit des Geistes tritt ein Gedanke ein. Soweit gibt Schiller den erkenntnistheoretischen Ansatz Fichtes wieder. Die hier angesprochene „absolute Thathandlung“ nimmt Fichtes Subjektivitätskonzept auf (vgl. Fichte, GWL I 2, S. 260/261). Das absolute Ich ist die Instanz und der Träger aller aktiven Spontaneitätsleistungen des menschlichen Geistes. Dieses von Schiller sehr knapp wiedergegebene Modell der Subjektivität wird aber nun mit einem eigenen Anliegen verknüpft. Die Schönheit, der die Aufgabe auferlegt ist, die Humanisierung des zu

Einseitigkeiten und zu Entzweigungen entglittenen Menschen bewirken zu müssen, könne dies, indem sie in den Übergang von der Bestimmbarkeit zur Bestimmung eingreife. Sie könne einen Übergang vom Empfinden zum Denken auf folgende Weise bahnen: „bloß in so fern sie den Denkkraften Freyheit verschafft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äußern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Daseyn zu führen.“ (Schiller, ÄE 19. Brief, NA 20, S. 370)

Bevor Schiller jedoch erklärt, wie die Schönheit dabei hilft, von dem einen Zustand zu dem anderen überzugehen, überlagert er am Ende des 19. Briefes das als systematisch notwendig ausgewiesene Nebeneinander von Stofftrieb und Formtrieb, von Sinnlichkeit und Vernunft, von passiver und aktiver Bestimmung mit einer genetischen Darstellung des Werdens der beiden Naturen im Menschen. Zunächst erwache die sinnliche Natur im Menschen, später erst die Vernunftnatur: „Der sinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Gesetzes (mit dem Anfang der Persönlichkeit), und jetzt erst, nachdem beyde zum Daseyn gekommen, ist seine Menschheit aufgebaut. Biß dieß geschehen ist, erfolgt alles in ihm nach dem Gesetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der *Natur* und es ist *seine* Sache, die Menschheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nemlich zwey entgegengesetzte Grundtriebe in ihm thätig sind, so verlieren beyde ihre Nöthigung, und die Entgegensetzung zweyer Nothwendigkeiten giebt der *Freyheit* den Ursprung.“ (Schiller, ÄE 19. Brief, NA 20, S. 373)

Schiller arbeitet hier heraus, dass die erreichte Ausbildung beider Triebe auch die nötigende und vereinseitigende Kraft beider Triebe aufhebe. Zwei Triebe, zwei Kräfte wirken nebeneinander je auf ihrem Felde, die ausgleichende vermittelnde Kraft erkennt er in der Freiheit, genauer in der ästhetischen Freiheit, die hier ihren genetischen Ursprung habe. Schiller weist nämlich in der zugehörigen Fußnote darauf hin,⁴ dass er mit Freiheit nicht die selbsttätige Spontaneität der Intelligenz meine, sondern diejenige Freiheit, die auf der gemischten Natur des Menschen beruhe. Zuvor hatte er erklärt, dass es der Wille sei, der unabhängig von beiden Trieben wirke, um das Handeln des Subjekts zu realisieren. Im Idealfall realisiert dieser Wille durch seine ästhetische Freiheit das, was Schiller mit der

⁴ „Nun läßt sich wirklich, sowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menschen, ein Moment aufzeigen, in welchem der Mensch noch nicht vollständig und einer von beyden Trieben ausschließend in ihm thätig ist. Wir wissen, daß er anfängt mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form; daß er früher Individuum als Person ist, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der sinnliche Trieb kommt also früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtseyn vorhergeht, und in dieser *Priorität* des sinnlichen Triebes finden wir den Aufschluß zu der ganzen Geschichte der menschlichen Freyheit.“ (Schiller, ÄE 20. Brief, NA 20, S. 374).

vermittelnden Instanz des Spieltriebs bezeichnet. Andernfalls manifestieren sich die bereits beklagten Einseitigkeiten in der einen oder anderen Richtung.

Im 20. Brief setzt Schiller seine Betrachtungen des genetischen Übergangs von der Phase der Sinnlichkeit zur Phase der Vernünftigkeit fort. Die strikte Trennung der Gebiete hatte Schiller schon zu Beginn bei der Darstellung der Trieblehre behauptet. Auch für die beiden entwicklungsgeschichtlichen Phasen gilt, dass es zwischen ihnen keinen direkten Übergang geben könne. Damit etwas Neues beginnen könne, müsse das Alte aufhören, gegebenfalls zu Ende gebracht werden. In einem solchen Übergang tritt der Zustand einer bloßen Bestimmbarkeit erneut hervor, wie er schon vor aller Bestimmung gegeben war. „Er muß also, um Leiden mit Selbstthätigkeit, um eine passive Bestimmung mit einer aktiven zu vertauschen, augenblicklich *von aller Bestimmung frey seyn*, und einen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit durchlaufen. Mithin muß er, auf gewisse Weise zu jenem negativen Zustand der bloßen Bestimmungslosigkeit zurückkehren, in welchem er sich befand, ehe noch irgend etwas auf seinen Sinn einen Eindruck machte.“ (Schiller ÄE 20. Brief, NA 20, S. 374-375)

An diesen Ausführungen lässt sich ablesen, dass es einen anfänglichen Zustand passiver Bestimmbarkeit gibt, wie er wohl im Säuglingsalter vorherrschend ist. Ein dem vergleichbarer Zustand tritt ein im Übergang von der Phase der sinnlichen Empfindung zur Ausbildung eigener Gedanken: „Das Gemüth geht also von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft *zugleich* thätig sind, eben deswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben, und durch eine Entgegensetzung eine Negation bewirken. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder physisch noch moralisch genöthigt und doch auf beide Art thätig ist, verdient vorzugsweise eine freie Stimmung zu heißen, und wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung aber den logischen und moralischen nennt, so muß man diesen Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit den *ästhetischen* heißen.“ (Schiller ÄE 20. Brief, NA 20, S. 375)

Das stark vereinfachende Modell der Lebensphasen dient Schiller dazu, aus der behaupteten genetischen Entwicklung des Menschen die Möglichkeit der ästhetischen Bildung abzuleiten. Der Zustand der aktiven Bestimmbarkeit tritt entwicklungsgeschichtlich im Übergang von der Phase der Sinnlichkeit zur Phase der erwachenden Vernünftigkeit ein. Diesen Zustand nennt er hier ästhetischen Zustand. Mit einer Aufstellung von vier differenten Orientierungen des Menschen und der jeweils zugehörigen prädominanten geistigen Vermögen in einer Fußnote des 20. Briefes gibt Schiller eine Übersicht darüber, wie der ästhetische Zustand einzuordnen und abzugrenzen ist. In der physischen Beschaffenheit des Menschen ist der Sinn

vorherrschend, in der logischen Beschaffenheit das Denken, in der moralischen Beschaffenheit der Wille. Schließlich stehen in der ästhetischen Beschaffenheit alle Kräfte in Harmonie zueinander. Offenkundig benutzt Schiller den Terminus des Ästhetischen anders als Kant, für den damit die Sinnlichkeit angesprochen ist.

Was Schiller gezeigt hat, ist, dass er die vier Zustände der passiven und aktiven Bestimmbarkeit und der passiven und aktiven Bestimmung entwicklungsgeschichtlich plausibel machen kann. Er fasst daher zu Beginn des 21. Briefes zusammen: „Das Gemüth ist bestimmbar, bloß insofern es überhaupt nicht bestimmt ist; es ist aber auch bestimmbar, insofern es nicht ausschließend bestimmt, d. h. bey seiner Bestimmung nicht beschränkt ist. Jenes ist bloße Bestimmungslosigkeit (es ist ohne Schranken, weil es ohne Realität ist); dieses ist die ästhetische Bestimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).“⁵

Schiller stellt sich den ästhetischen Zustand, der aktive Bestimmbarkeit ist, als eine gänzliche Offenheit für das vor, was aus diesem Zustand hervorgehen kann. Es ist eine Freiheit, die sich gelöst hat von alten Bindungen und Bestimmungen, um sich neu zu bestimmen und bestimmen zu lassen. Diese Offenheit und ästhetische Freiheit im Zustand der aktiven Bestimmbarkeit wird offenkundig durch die Betrachtung eines Kunstwerkes ebenso hervorgerufen, wie sie Bedingung der Produktion von Kunstwerken ist. „Wenn also die letztere, die Bestimmungslosigkeit aus Mangel, als eine *leere Unendlichkeit* vorgestellt wurde, so muß die ästhetische Bestimmungsfreyheit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine *erfüllte Unendlichkeit* betrachtet werden; eine Vorstellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Untersuchungen lehren, aufs genaueste zusammentrifft.“ (Schiller, ÄE 21. Brief, NA 20, S. 377)

So kann Schiller konstatieren: „Es ist also nicht bloß poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch richtig, wenn man die Schönheit unsre zweyte Schöpferin nennt.“ (Schiller, ÄE 21. Brief, NA 20, S. 378)

Die Schönheit selbst, die in den Zustand der ästhetischen Stimmung versetzt, ist weder physisch, noch moralisch, noch denkend, oder in anderer Weise aktiv. Aber sie ist die Bedingung dafür, Bestimmungen einzuleiten, die den ganzen Menschen mit allen seinen Kräften erfassen.

⁵Schiller, ÄE 21. Brief, NA 20, S. 376. Die lesenswerte Untersuchung von Büssgen 2006 orientiert sich vor allem am Spielbegriff und übergeht weitgehend Schillers vermögensstheoretische Entwicklung der vier Zustände der aktiven und passiven Bestimmung und Bestimmbarkeit. Pieper 1996, S.120 bescheinigt Schiller Vollmundigkeit bezüglich der aktiven Bestimmbarkeit, die „erfüllte Unendlichkeit“ und „Vereiniung aller Realität“ verspricht. Dem ist entgegenzuhalten, dass in Anbetracht der von Fichte herrührenden Sprechweise mit diesen Termini nichts anderes gemeint ist als die gänzliche Unbestimmtheit und Offenheit des Künstlers oder Betrachters für eine mögliche Bestimmung, die mit einer reichen Fülle bereitstehender Kräfte rechnen darf.

„Wenn also die ästhetische Stimmung des Gemüths in Einer Rücksicht als *Null* betrachtet werden muß, sobald man nehmlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand *der höchsten Realität* anzusehen, insofern man dabey auf die Abwesenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich thätig sind.“ (Schiller, ÄE 22. Brief, NA 20, S. 379)

Die aktive Bestimmbarkeit ist deshalb aktiv zu nennen, weil in ihr alle Kräfte rege und präsent sind. Während Fichte mit der Thathandlung des absoluten Ich, die Schiller oben affirmativ zitierte, eine absolute Freiheit und Offenheit zu Aktivitätsleistungen der Spontaneität des Subjekts zum Thema machte, ersetzt Schiller die Thathandlung des vernünftigen Wesens Mensch durch den ästhetischen Zustand, in dem, wie er betont, alle Kräfte, nicht bloß die Spontaneität der Vernunft, spielerisch in einem Wartezustand der möglichen Aktivität sind, um zu etwas bestimmt zu werden.

Schillers Begeisterung für den ästhetischen Zustand als einen solchen, der den ganzen Menschen und all seine Kräfte in Tätigkeit setzt, bricht dann wieder ein. Er schwenkt überraschend doch ein auf den Primat der Vernunft, den er von Kant und Fichte kennt, wenn er nun zu der Behauptung gelangt:

„In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sey, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freyheit zu erwarten. Darinn also besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, *daß er den Stoff durch die Form vertilgt*; und je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit *seiner* Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphierender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt und über diesen die Herrschaft behauptet.“ (Schiller, ÄE 22. Brief, NA 20, S. 382)

Diese Behauptungen stehen in deutlicher Spannung zu seinem grundlegenden Ansatz, Stoff und Form in ein Wechselverhältnis zu bringen, sie gleichberechtigt anzusehen und zu behandeln. Die nunmehr erneut ausgesprochene Vorherrschaft der Vernunft begründet Schiller folgendermaßen: „Das Gemüth des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frey und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen, wie aus den Händen des Schöpfers gehn. Der frivolste Gegenstand muß so behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demselben zu dem strengsten Ernste überzugehen. Der ernsteste Stoff muß so behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit

dem leichtesten Spiele zu vertauschen. Künste des Affekts, dergleichen die Tragödie ist, sind kein Einwurf: denn *erstlich* sind es keine ganz freyen Künste, da sie unter der Dienstbarkeit eines besondern Zweckes (des Pathetischen) stehen, und *dann* wird wohl kein wahrer Kunstkenner läugnen, daß Werke, auch selbst aus dieser Klasse, um so vollkommener sind, je mehr sie auch im höchsten Sturme des Affekts die Gemüthsfreyheit schonen. Eine schöne Kunst der Leidenschaft giebt es; aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen ist Freyheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben.“ (Schiller, ÄE 22. Brief, NA 20, S. 382)

Auch die folgende Zusammenfassung muss überraschen, da nun die Vernunft erneut Dominanz über die Sinnlichkeit zu entwickeln hat. Das eigentliche Ziel ist auch für Schiller die Erziehung des Menschen zu einem moralischen Vernunftwesen. Der ästhetische Zustand und die Sinnlichkeit dienen der Bildung der Vernunft und haben offenkundig keinen Wert für sich. Schiller schreibt:

„Durch die ästhetische Gemüthsstimmung wird also die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen und der physische Mensch so weit veredelt, daß nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freyheit aus demselben bloß zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem ästhetischen Zustand zu dem logischen und moralischen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) ist daher unendlich leichter, als der Schritt von dem physischen Zustande zu dem ästhetischen (von dem bloßen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Mensch durch seine bloße Freiheit vollbringen, da er sich bloß zu nehmen, und nicht zu geben, bloß seine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der ästhetisch gestimmte Mensch wird allgemein gültig urtheilen und allgemein gültig handeln, sobald er es wollen wird. Den Schritt von der rohen Materie zur Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm eröffnet werden soll, muß die Natur ihm erleichtern, und sein Wille kann über eine Stimmung nichts gebieten, die ja dem Willen selbst erst das Daseyn gibt. Um den ästhetischen Menschen zur Einsicht und großen Gesinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts als wichtige Anlässe geben; um von dem sinnlichen Menschen eben das zu erhalten, muß man erst seine Natur verändern. Bey jenem braucht es oft nichts, als die Aufforderung einer erhabenen Situation, (die am unmittelbarsten auf das Willensvermögen wirkt) um ihn zum Held und zum Weisen zu machen; diesen muß man erst unter einen andern Himmel versetzen.“ (Schiller, ÄE 23. Brief, NA 20, S. 385)

Die dienende Kraft der Ästhetik bewahrheitet sich auch im letzten Brief, wenn Schiller der Sinnlichkeit als dem „furchtbaren Reich der Kräfte“ das „heilige[] Reich der Gesetze“ gegenüberstellt, das offenkundig das Reich der Vernunft ist. Hier baue „der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt, und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im physischen als im moralischen entbindet.“ (Schiller, ÄE 27. Brief, NA 20, S. 410)

Es zeigt sich, dass Schiller zwar gegen die Konzepte der Vernunftaufklärer Kant und Fichte ein ästhetisches Programm der Bildung aller Kräfte anbietet, in dem eine Harmonie von Stoff und Form, von Sinnlichkeit und Verstand durch die spielerisch herbeigeführte ästhetische Stimmung erzielt werden soll. Zuletzt aber siegt auch in Schillers Konzept die Einseitigkeit der herrschenden Vernunft, der selbst im Kunstwerk die Kräfte unterzuordnen sind. Schillers Programm ist faszinierend, zuletzt aber fällt es doch wieder in eine unsinnliche Sinnlichkeit.

Systematisch erweitert Schiller Kants Konzept des freien Spiels von Einbildungskraft und Verstand im § 9 der *Kritik der Urteilskraft*, das das Urteil vom Schönen wesentlich bestimmt (Kant, KU § 9, S. 27-32), zu einem Spiel aller Kräfte des Menschen. Kants freies Spiel geht aus dem ebenso rezeptiven wie aktiven Vermögen bei der Betrachtung eines schönen Gegenstandes hervor. Schillers ästhetischer Zustand einer aktiven Bestimmbarkeit geht aus der Betrachtung eines Kunstwerkes hervor, ist aber auch Voraussetzung für die Produktion eines Kunstwerks. „*Freyheit zu geben durch Freyheit* ist das Grundgesetz“ des ästhetischen Reiches (Schiller, ÄE 27. Brief, NA 20, S. 410). Die ästhetische Freiheit des schaffenden Künstlers ist die Freiheit, die zufolge Schillers ästhetischer Erziehung Freiheit gibt, nämlich dem, der sich durch Kunstwerke in den Zustand ästhetischer, freier Bestimmbarkeit versetzen lässt.

Bibliographie – Quellen:

Fichte, Johann Gottlieb: *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre als Handschrift für seine Zuhörer 1794/95* (GWL). In: *Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*, (GA) Stuttgart / Bad Cannstatt, 1964 ff.

Kant, Immanuel: *Kritik der Urteilskraft* (KU, mit Seitenverweisen auf die Originalausgabe von 1799). Hrsg. von Karl Vorländer, unveränderter Nachdruck Hamburg (Meiner) 1974.

Kant, Immanuel: *Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft (Religion)*. In: *Kant's Gesammelte Schriften*, hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Bd. VI, Berlin 1914.

Schiller, Friedrich: *Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen*, 1795. In: *Philosophische Schriften*. In: *Schillers Werke*, begründet von Julius Petersen, fortgeführt von Lieselotte Blumenthal und Benno von Wiese. Herausgegeben im Auftrag der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen Deutschen Literatur in Weimar (Goethe- und Schiller-Archiv) und dem Schiller-Nationalmuseum in Marbach von Norbert Oellers und Siegfried Seidel. Nationalausgabe, Weimar (Böhlau) (NA mit arabischer Band- und Seitenzahl). Bd. 20/21, 1962/1963, hrsg. von Benno von Wiese. Register zu den Philosophischen Schriften Schillers in den Bd. 20/21, Sonderdruck aus Bd. 21, 2. Auflage 1987, hier: NA 20 S. 309-412 und NA 21, S. 232-277.

Forschungsliteratur:

Beiser, Frederic: *Schiller as Philosopher. A Re-Examination*. Oxford 2005.

Büssgen, Antje: *Glaubensverlust und Kunstautonomie. Über die ästhetische Erziehung des Menschen bei Friedrich Schiller und Gottfried Benn*. Heidelberg 2006.

Liessmann, Konrad: *Reiz und Rührung. Über ästhetische Empfindungen*. Wien 2004.

Pieper, Heike: *Schillers Projekt eines ‚menschlichen Menschen‘. Eine Interpretation der „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen von Friedrich Schiller“*. Bielefeld (Diss) 1996.

Waibel, Violetta L.: „Wechselbestimmung. Zum Verhältnis von Hölderlin, Schiller und Fichte in Jena.“ In: *Fichte und die Romantik. Hölderlin, Schelling, Hegel und die späte Wissenschaftslehre. 200 Jahre Wissenschaftslehre – Die Philosophie Johann Gottlieb Fichtes*. Tagung der Internationalen J.G.Fichte-Gesellschaft (26. September - 1. Oktober 1994) in Jena. *Fichte-Studien* Bd. 12, Amsterdam 1997, S. 43-69.

Zugleich: http://sammelpunkt.philo.at:8080/view/person/Waibel,_Violetta_L..html

Waibel, Violetta L.: *Hölderlin und Fichte 1794-1800*. Paderborn u.a. 2000.

Wais, Karin: *Die Schiller-Chronik*. Frankfurt am Main 2005.

Wilpert, Gero von: *Schiller-Chronik 1933-2009. Sein Leben und Schaffen*. Stuttgart 1958. 2. Auflage, Stuttgart (Reclam) 2000.